

Beim Uebermittlungstrupp des 1. Kavallerie-Regimentes der französischen Fremdenlegion

Autor(en): **Leutenegger, L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pionier : Zeitschrift für die Übermittlungstruppen**

Band (Jahr): **18 (1945)**

Heft 11

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-564902>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Beim Uebermittlungstrupp des 1. Kavallerie-Regimentes der französischen Fremdenlegion

Von L. Leutenegger, Sektion Winterthur.

Mein Eintritt in die Fremdenlegion

«Wie bist du eigentlich in die Fremdenlegion gekommen?» Immer wieder stellt man diese Frage an mich. Und die Antwort, die der Fragesteller erwartet, muss ich in den meisten Fällen ganz anders geben. Die überreichliche Literatur, die sich mit der Fremdenlegion und ihrer Anwerbung befasst, hat oft ganz falsche Vorstellungen geweckt über die Art und Weise, wie der Eintritt in die Legion vor sich geht. Ein regelrechter Sagenkranz umgibt dieses Kapitel, wobei man in erster Linie an allerlei unerlaubte Mittel denkt, mittels denen der zukünftige Legionär zum Eintritt in den fremden Dienst angeworben wird. Die Vorstellungen sind nicht selten, die sich die Sache einfach so ausmalen, dass Geheimagenten junge Leute anwerben, die in der Betrunktheit ihre Unterschrift geben und dann irgendwo als Fremdenlegionär in der schrecklichen Wirklichkeit aufwachen. Nein, das ist nicht der normale Vorgang. Jeder Eintritt in die französische Fremdenlegion ist freiwillig.

Die meisten, die sich für fünf Jahre Fremdenlegion engagieren lassen, überlegen sich übrigens die ganze fatale Angelegenheit zweimal; denn fünf Jahre sind nicht lang, aber kolossal breit, wie man drüben zu sagen pflegt, und dann weiss man gar nicht, was einem wartet und was einem alles passieren kann. Die Chancen einer Rückkehr oder des «Auf-der-Strecke-Bleibens» sind gleich gross. Jedenfalls ist der Eintritt in die Fremdenlegion dem Selbstmord vorzuziehen, weil eben noch eine Hoffnung auf ein Weiterbestehen vorhanden ist.

Mit klopfendem Herzen stieg ich seinerzeit in Annemasse aus und schloss mich als letzter der Einerkolonne an, die den Zoll passierte. «Rien à déclarer?» Nichts zu verzollen? Nein! «Passeport!» Le voilà! Ich besass einen internationalen Reisepass. «Wo wollen Sie hinreisen?» «In die Fremdenlegion», war meine prompte Antwort. «Dafür brauchen Sie eigentlich keinen internationalen Pass, folgen Sie mir.» Ich klappte meinen Koffer zu und marschierte hinter dem Zöllner her. «Warten Sie einen Augenblick!» Eine um die andere meiner letzten Schweizer Zigaretten verdufteten. Endlich geht die Türe auf. «Eintreten!» «Also, Sie wollen in die Fremdenlegion?» «Ja!» «Gut, haben Sie Reisegeld bis Chambéry?» «Vielleicht, ich weiss nicht, was das kostet.» «Allez, Transportgutschein, der braucht seine paar Franken schon noch.» — «Sie sind noch frei bis 1600 Uhr, bald darauf fährt der Zug nach Annecy - Aix-les-Bains - Chambéry. — Chambéry ist Ihr Aushebungsort. Dort melden Sie sich in der Kaserne zur sanitärischen Musterung.» — «Vous pouvez disposer jusqu'à 1600 heures.» Annemasse besichtigen ... mit einem Reisepass, halt, internationalen Reisepass! 100 Meter von der Schweizer Grenze entfernt! Lachhaft! Weniger lachhaft kam mir nun meine Situation vor, deren Tragik und weitgehenden Folgen mir langsam aber sicher zum Bewusstsein kamen. Fünf Jahre! Hätte ich nur meine Papiere und den Koffer, aber alles ist aus. Mit allerhand gemischten Gefühlen schlug ich die drei Gnadenstunden, die mir

noch zur Verfügung standen, zutode. Um 1600 Uhr war ich pünktlich im Zollgebäude, bald darauf stieg ich in den Savoyer Zug mit vielen Glückwünschen für die lange Fahrt. «Portez-vous bien et bonne chance!», rief mir der Zöllner noch zu.

Noch schlimmer wurde mir im Zuge zumute; es war eine Höllenfahrt ins Ungewisse. Vater, Mutter, Geschwister, alle lieben Bekannten, Freunde, Heimat, alles zog noch einmal an meinem geistigen Auge vorüber; vielleicht sehe ich sie alle nie mehr? Und der Kummer und die Sorgen! Bin ich denn verrückt geworden? Wo laufe ich denn hin? In Annecy steigst du aus und fährst schnurstracks nach Hause. Aber wie ich aussteigen wollte, erinnert mich der Kondukteur mit freundlichem Lächeln daran, dass wir noch nicht in Chambéry seien und ich ruhig sitzen bleiben könne. Somit war ich doch signalisiert und mein Los war besiegelt. Spät in der Nacht erreichte ich Chambéry. Noch eine Möglichkeit zur Flucht, ich versuchte im Schutze der Dunkelheit in der Menschenmenge zu verschwinden und rasch den Bahnhof zu verlassen. Aber schon klopfte mir jemand auf die Schulter: «Hé là! Oh! Monsieur, par ici!» Kurz darauf war ich im Wachtlokal der Gendarmerie untergebracht. Statt etwas zu essen — mir knurrte der Magen wirklich, obwohl ich keinen grossen Appetit hatte —, offerierten mir die Gendarmen ein Glas Wein. Sie freuten sich über meine heroischen Pläne und Absichten; man könne nur tüchtige Leute brauchen da drüben, es sei etwas warm im Sommer, aber es seien schon einige wieder zurückgekehrt. Gähnend verliess einer nach dem andern die Polizeistube, bis der letzte meinte, ich könne ja ein paar Stunden auf der Bank schlafen. Morgen früh müsse ich in der Kaserne sein. Sterbensmüde und hungrig wie ein Wolf, schlief ich auf der Bank ein, wobei mir mein Koffer als Kopfkissen diene. In aller Frühe war ich wach; mein Kopf brummte, im Kreuz spürte ich ein furchtbares Reißen, und die Knie konnte ich im ersten Augenblick gar nicht biegen. Unter Zurücklassung meiner Papiere und des Koffers durfte ich rasch ins Buffet einen Kaffee trinken gehen. Darauf kehrte ich nach der Gendarmerie zurück. «Hier sind Koffer und Papiere; allez, allez, dépêchez vous». 10 Minuten Marschzeit. «Bonne chance.» Und schon stand ich auf der Strasse, begleitet von einem dickleibigen Gendarmen.

In der Kaserne angekommen, ging's in den ersten Stock hinauf. Der Polizist klopfte an eine Türe und trat ein. Kurz darauf erschien er wieder: Die Sache wird sich schon machen lassen. «Adieu, mon vieux, bonne chance», betupfte mit dem Zeigefinger den Käppirand und verschwand Richtung Treppenhaus. «Bonne chance», freilich, das Kamel, am liebsten hätte ich ihm meinen Koffer nachgeworfen. Aber schon öffnete sich das Höllentor wieder. «Sie sind Herr X?» «Ja.» «Treten Sie ein, bitte!» Dann ging es los. Ich verstand lauter voilà und alors und schliesslich Marseille. Alles in allem war etwas von Arztvisite die Rede. Schöne Reise nach Marseille, gratis natürlich, die Sache sei nur halb so wild. «Unterschreiben Sie hier noch rasch. Damit können sie 5 Fr. abholen auf der

Intendanz. Warten Sie noch einen Augenblick draussen, compris? Très bien, adieu, mon vieux, et bonne chance!» — und wieder stand ich im Gang draussen. Bald ging eine andere Türe auf. Ein Beamter, halb Militär, halb Zivilist, deutete mir: «Arztvisite». Auch diese Operation war bald vorbei, es fehlten mir zwei bis drei Zähne und am linken Fuss stellte der Arzt eine alte Narbe fest, die später als Signalement für den Fahndungsdienst dienen sollte. «Alors ça va, adieu, mon vieux, bonne chance.» Dass die nichts Gescheiteres wissen als ihr blödes «bonne chance»! Brauchen die mir Glück zu wünschen, sie sollen mich lieber heim lassen, das waren meine geheimen Gedanken. Nach einigen Minuten stand ich wieder im Korridor draussen, schlug mir an den Kopf und dachte an das kommende Unheil, das wie eine Sirokkowolke daherkam. Keine Möglichkeit, dem Verderben zu entgehen. Jetzt bist du regelrecht verkauft. Ein Militär in hellblauer Uniform kam aus dem nächsten Bureau. «Wir gehen jetzt zur Intendanz das Billett abstempeln, und dann zum Bahnhof. In ca. 20 Minuten fährt Ihr Zug. Sie fahren direkt nach Marseille.» Der Weg durch die Stadt und zum Bahnhof war der reinste Todesgang. So mag es einem zum Tode Verurteilten zumute sein, wenn er den Weg zur Richtstätte antritt. Der Zug nach Marseille stand bereit. Noch einmal das ewige «Bonne chance»; dabei sah ich ganz genau, wie jeder sich umdrehte und grinste. Mir selbst überlassen, sass ich im Zug, der mich immer weiter weg von Haus und Heimat brachte und jede Hoffnung, dem Schicksal zu entrinnen, kleiner werden liess. Mich allein trifft die Schuld, niemand hat mich genötigt; aber ich habe doch niemandem etwas zuleide getan. Schwarz wie die Nacht lag die Ungewissheit der nahen Zukunft vor mir, aus der wie ein Gespenst die Fremdenlegion hervortrat.

In Marseille wurde ich sehr liebenswürdig empfangen. Ein Portier vom Grand Hotel Vieux Port bemühte sich sofort um meinen Koffer und offerierte mir den Hotelwagen, während sich ein anderer Bediensteter anerbote, mir nach dem Déjeuner die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Aber schon war ein dritter Herr da, der sich scheinbar ebenfalls für mich interessierte. Dieser zeigte mir auch gleich den richtigen Weg, den ich zu gehen hatte, und statt im Grand Hotel Vieux Port stieg ich mit militärischer Begleitung und klopfenden Herzens im Fort St-Jean ab.

Das Fort St-Jean ist das Hauptdepot der Fremdenlegion, von wo die Legionäre in Detachementen nach Sidi-bel-Abbès für die Infanterie und nach Sousse für die Kavallerie abtransportiert wurden. Das Fort liegt am Eingang des alten Hafens und ist rings vom Meer umgeben. Ueber eine einziehbare eiserne Brücke gelangt man direkt ins Wachtlokal; meistens sind es Senegalneger, die Wache halten, und gute Wache halten: ein Entkommen ist unmöglich, es sei denn durch einen Todessprung über die hohen Mauern ins Meer — wie unter den Legionären herumging. Durch gewölbte Gänge und Stiegen geht es hinauf auf eine Art Plattform, die von drei Seiten von Gebäuden umgeben ist. Auf der Stirnseite der Festung hat man freie Aussicht auf Hafen und Meer. Die Mauern, 20 bis 25 Meter hoch, fallen direkt ins Meer ab. Zwei überlebensgrosse, aus Holz geschnitzte Fremdenlegionäre, stehen vor dem eigentlichen Depot. Ueber der Tür, auf rot-

grünem Grund, den Farben der Legionsfahne, steht in grossen Buchstaben der Spruch: Vous autres légionnaires, on vous envoie où il y a la mort» (euch Legionäre schickt man dorthin, wo der Tod ist). Freundlicher als mit diesen Worten kann man einen nicht mehr gut empfangen. Bald entdeckte ich auch die ersten Bewohner dieser Festung. Sie trugen alle weisse Ueberkleider; unwillkürlich musste ich an die kantonale thurgauische Strafanstalt Tobel denken.

Aber noch sollte es ganz anders kommen. Es blieb mir in der Folge nicht mehr viel Zeit übrig, über meinen Unsinn und mein neues Schicksal nachzugrübeln. War der Umgang mit mir bis jetzt höflich und freundlich, hörte mit dem Betreten des Forts jeder Anstand und jede Rücksicht auf. «Nichtsnutz, Faulenzer, Vagabund, Lumpenpack, wir wollen euch schon Beine machen und euch arbeiten lernen.» Alle erdenklichen Namen regnete es auf einen herab. Gartenarbeiten, Gemüserüsten, den Hof kehren, Bureau, Gänge und Zimmer fegen waren unsere Tagesarbeiten, bis die nötige Anzahl Leute beisammen war, die einen Transport rentabel machten. Verschiedene Arztvisiten, auch Durchleuchtung, mussten wir noch passieren. Langsam verstrichen die endlosen Tage, auf die noch längere, schlaflose Nächte folgten, nur unzählige Wunden brachten mit ihren beissenden Stichen eine Ablenkung.

Dann brach auch für mich der Tag der Abfahrt heran. Am Morgen, in aller Herrgottsfrühe, musste ich zum Coiffeur, den Kopf kahl scheren lassen, dann ging es in den Ankleideraum. Von allen Seiten flog einem ein Stück Wäsche an den Kopf, gleichgültig, ob zu gross oder zu klein; ich sah aus wie eine ultramoderne Swingfigur. Ein Paar Marschschuhe fehlte mir noch. Hoppla, da sausen sie schon durch die Luft; ums Haar hätte ich sie am Kopf, statt an den Füssen gehabt. Dass sie mindestens 3 Nummern zu gross waren, sah man von blossem Auge, dennoch probierte ich sie. «Mensch, ich kann doch dieses Schuhwerk nicht tragen, den Fuss dreh ich ringsherum, ohne dass sich der Schuh nur von der Stelle rührt.» «Was?, die passen nicht? Haargenau! Bist du noch nicht zum Loch hinaus?» Und im nächsten Augenblick landete ich mit meiner harmonischen Garderobe im Gang draussen. Darauf stürzte ich mich in die Fremdenlegionär-Uniform. Furchtbar, wie ich aussah, alles zu gross und zu weit, aber gut genug für einen Fremdenlegionär.

Unterdessen hatten sich im Speisesaal etliche Juden von Marseille versammelt. Keine Zivileffekten durften mit hinüber genommen werden. In letzter Minute mussten die Anzüge verschachert werden. Acht, zwölf bis zwanzig französische Franken — das war schon teuer bezahlt — galten unsere Anzüge noch. Für meinen fast neuen Anzug, für den ich mehr als hundert Franken bezahlt hatte, bekam ich noch volle sieben Franken. Aber es gab da nichts zu handeln oder zu markten, alles steckte unter der gleichen Decke; «allez, allez, fort mit den Lumpen». Ein schriller Pfiff kam von draussen und eine laute Stimme kommandierte: «Das Detachement nach Sousse in Zweierkolonne, Sammlung!» Lautlos stiegen wir die unselige Festung hinunter, die mancher nie mehr betreten hat. Wie Sträflinge marschierten wir dem Quai entlang; lange schauten uns die Leute nach, die unser Ziel kannten, bis wir in den Hafenanlagen verschwanden.

Kein Wort war gefallen; jeder dachte noch einmal zurück. Die Schiffssirene heulte, die Lademasten wurden eingezogen, und langsam, fast unmerklich, als sollten wir nicht merken, wann der bittere Abschied beginnen würde, setzte sich der Dampfer in Bewegung. Bis vor den Hafen wurde er von Schleppern gezogen und trug uns dann unter Volldampf dem Süden zu.

Ueberfahrt und Ankunft in der Fremdenlegion

Ich stand am Hinterdeck des Dampfers «Gouverneur Général Jonnard»; meine Blicke schweiften hinüber nach den immer kleiner werdenden Häusern von Marseille, auf das schwindende Europa; jetzt ist aber alles ganz Schluss. Mich bemächtigte ein eigenartiges Gefühl, ja es war mir direkt zum Heulen. Bald war nichts mehr zu sehen als Himmel und Wasser.

In Gedanken vertieft stand ich an der Reeling, schaute auf den weissen Gisch und das tiefdunkelblaue, fast schwarze Bugwasser. Da fiel mir ein Wort meines früheren Professors ein, der sagte, indem er mir einen Aufsatz zurückgab: «Mein Lieber, merke Dir eines, es laufen mehr Verrückte herum als eingesperrt sind.» Ich fühlte mich damals etwas betroffen, heute lag es klar und unzweideutig vor mir, wie weit ich es mit meinem verrückten Schädel gebracht hatte.

Bald war es aus mit meinen Betrachtungen über das Vergängliche alles Irdischen, mir wurde auf einmal miserabel im Magen, einige sahen bleich aus und ragten über die Reeling, die Seekrankheit war im Anzug. Ich konnte mit dem besten Willen den ganzen Tag nichts essen und legte mich bald auf die Pritsche.

Am andern Morgen war alles vorbei; die Ueberfahrt verlief ruhig, sie dauerte 28 Stunden. In Bizerte hielt unser Schiff an und blieb einige Stunden liegen. Wir durften natürlich nicht an Land gehen. Morgens 3 Uhr wurde der Anker gelichtet und wir fuhren nach Tunis. Tunis hat zwei Häfen, die Goulette ist der grosse Meerhafen, wo die grossen Kisten anlegen. Nach der Stadt führt ein 30 Kilometer langer Kanal, der nur für Schiffe bis zu 5000 Tonnen befahrbar ist.

In Tunis wurden wir von einem Sergeant der Fremdenlegion empfangen und auf das D. I. M. (Dépôt des Isolés Métropolitains) gebracht. In Wirklichkeit war es kein Mannschaftsdepot, sondern ein Gefängnis der Disziplinäre von Tataouin. Am zweiten Tage marschierten wir zum Bahnhof, wir sollten nun endlich zum Regiment kommen nach Sousse, das etwa 140 km südlich von Tunis, aber ebenfalls am Meer, liegt.

Die Bahnhofswache nahm uns auf und führte uns ins Quartier des ersten Kavallerieregiments. Unbarmherzig brannte die Sonne auf uns nieder, der Schweiss lief nur so herunter, denn wir mussten den Kaput tragen. Ich blieb immer etwas zurück und musste von Zeit zu Zeit einige Schritte nachlaufen, die Schuhe waren wohl gross genug, aber dafür die Beine zu kurz. Schliesslich erreichten wir das Camp. Der Unteroffizier des Tages meldete uns überall an; überall hiess es warten, aus jedem Bureau streckten einige Neugierige die Köpfe heraus. Dort standen einige Legionäre und glotzten uns an, als kämen wir aus dem Pfefferland. Man zeigte uns die Zimmer, das heisst wir durften in Marabouts schlafen, das sind grosse runde Zelte, in denen 16 bis 20 Mann schlafen können. Auf den Boden kommt ein Holzgestell, darauf ein

Strohsack, und schon ist das Bett fertig. Es müssen aber doch gute Betten gewesen sein, denn mit uns schliefen noch Tausende von Wanzen, die sich in den Falten des Strohsackes und den Spalten des Holzgestelles aufhielten, den Schlaf der Gerechten.

Bis jetzt war die Sache ganz harmlos abgelaufen, es war also doch nicht so schlimm, wie man ab und zu lesen konnte. Nach schlafloser Nacht ertönte ein Trompetensignal. Tagwache. Zum Frühstück gab es schwarzen Kaffee. Eine halbe Stunde später war Antreten. Der Sergeant des Tages nahm uns in Empfang: «Jeder von euch holt jetzt einen Besen, dann fegt ihr zuerst den Kaserneneingang und dann den grossen Kasernenhof»; ein Platz, ungefähr so gross wie der Bleicheplatz in Wil. «Wo hat es Besen?» «Was, wo hat es Besen? Wenn bis in 3 Minuten ein jeder von euch keinen Besen hat, dann helfe ich euch Besen fabrizieren, faule Bande. Woher kommt ihr eigentlich?» Aha, jetzt kommt das wahre Gesicht zum Vorschein. Ein Legionär sagte uns: Reisst vom ersten besten Baum Aeste herunter, ob die Bäume dann zerzaust sind oder nicht, oder ob sie gar kaputtgehen, das ist ganz egal, wenn ihr nur Besen habt.» Einer kletterte auf den nächsten wilden Pfefferbaum und brachte einige schöne Aeste herunter. Wir meldeten uns beim Sergeant. Dieser stellte uns schräg hintereinander auf, und nun gings los. Immer von rechts nach links wurde gefegt und sah gerade so aus, als hätten wir auf einer Farm eine riesige Wiese zu mähen. Kein Streichholz, kein Zigarettensammel war mehr auf dem Platze zu finden. So ging es jeden Tag. Am Nachmittag musste einer in der Küche Geschirr waschen, andere im Garten Wasser schöpfen oder jäten, andere mussten als Handlanger den Maurern helfen; Arbeit war immer in Hülle und Fülle da. Drei Wochen blieben wir in Sousse und wurden inzwischen dreimal geimpft.

Eines Abends mussten wir uns marschbereit machen, wir sollten nun nach Sidi-el-Hani kommen zur Instruktion. Dieses Barackenlager liegt 42 km im Innern des Landes, weit und breit kein Haus oder eine Hütte. Natürlich legten wir den Weg zu Fuss zurück und kamen gegen 4 Uhr morgens an, schläfrig und hundsmüde. Zum Schlafen war nichts bereit gemacht, um 5 Uhr bekamen wir warmen Kaffee, und gleich ging die Arbeit los. Eiserne Bettgestelle, Matratzen und das ganze Bettzeug wurden herangeschleppt. Wir fassten die Ausrüstung, am Nachmittag wurden wir neu eingekleidet und dem Hauptmann vorgestellt. Dieser hielt uns eine kleine Ansprache:

«Ihr seid jetzt Legionäre, ihr seid freiwillig gekommen, niemand hat euch gerufen; macht euren Dienst wie sich's gehört, dann wird die Sache schon klappen. Abtreten!»

Darauf fassten wir das ganze Sattelzeug. Am andern Morgen wurden wir in die Ställe geführt, jeder mit einem Sattel unter dem Arm; da ist dein Pferd, hier ist deines, usw.! «Pferde losbinden!» Mit dem besten Willen wusste ich nicht, was ich mit Sattel und Ross anfangen sollte, nicht einmal den Zügel brachte ich dem Pferd ins Maul. Es waren fast alles Hengste; zwei drei konnten sich riechen, und gleich ging ein Wiehern, Lärmen und Schlagen los. Mir war so himmelangst, dass ich beinahe meinen Gaul laufen liess. «Auf was wartest du noch? Los, das Pferd satteln!»

(Fortsetzung folgt.)